

4 Die
eingemauerte Nonne,
Giftmischer, Mörder, Hungerturm
und
Die zwei rächenden Kobolde.

Eine seltsame Raubrittergeschichte aus den Zeiten der
Kreuzzüge in das heilige Land.



Burghausen,
Druck und Verlag von S. Luzenberger.

Ein Burgdieb.

Der kleine, alte, grautöpfige Töffel schleppte mühsam zwei Eimer Wasser durch den Burghof in den großen, gewölbten Stall, dessen Decke auf fünfzehn marmornen Säulen ruhte, und worin alles von Marmor war, was man in andern Ställen von Holz sieht. Einige müßige Knechte lehnten an der äußern Stallwand und trieben allerlei Possen zum absonderlichen Vergnügen des Burgvogtes Fabian, der, mit einer Reitpeitsche spielend, dazu lachte. Kaum bemerkten die Knechte den Töffel, als sie sich über ihn lustig machten.

„Da kommt der faule Töffel!“

„So langsam, als wie eine Schnecke.“

„Als ob ihm die Beine abgeschlagen wären.“

„Man sollte ihn um den Tod schicken, wenn man lang genug leben will.“

„Ja wohl; der Töffel würde vor dem jüngsten Tage nicht mehr zurückkommen.“

„Brügeln sollte man ihn!“

Töffel stellte die beiden Eimer auf den Boden, und setzte sich ermüdet auf einen derselben, mit dem Rücken gegen den Stall, um nicht von der Sonne geblendet zu werden.

„Ausruhen, das geht auch noch ab!“

„Und uns verächtlich den Rücken wenden.“

„Das verdient eine derbe Züchtigung,“ sagte der Burgvogt, ging zu Töffel hin und versetzte ihm mit der Reitpeitsche zwei tüchtige Hiebe über den Rücken, mit den Worten:

„Vorwärts, alter Faulenzler!“



Langsam erhob sich Löffel, kehrte sich um, und warf dem Burgvogte einen grimmigen Blick zu, der ihn durchschauderte, ohne ein Wort zu reden.

In diesem Augenblicke trat aus dem inneren Burghore der Junker Sigmund, ein großer stattlicher Jüngling von 21 Jahren, von wunderbarer Schönheit und riesiger Leibeskraft. Die stärksten Hufeisen konnte er auseinanderreißen wie Grashalme, und den schwersten Amboss unter den Armen wegtragen. Im Reiten, Springen, Klettern und Schwimmen, im Lanzenstoß, Schwertschlag und Armbrustschießen hatte er noch Keinen seines Gleichen gefunden. Dabei war er fromm, bescheiden und mäßig, und durch den gelehrten Burgcaplan Gelasius im Lateinischen, im Lesen, Schreiben und Rechnen, und in vielen andern nützlichen Wissenschaften gut unterrichtet. Er war nicht der Sohn des Burghern, des reichen und mächtigen Grafen Robert von Kronenstein, der nur eine einzige Tochter, die schöne und tugendreiche Abulgunde, besaß, sondern der aus Barmherzigkeit als Pflegekind in die Burg aufgenommene Sohn seines Freundes, des Ritters Dietrich von Ehrenwald, welcher vor fünf Jahren gegen die Ungläubigen gezogen, und seitdem nicht mehr zurückgekehrt war. Zu diesem Zuge hatte ihn ein trauriges Ereigniß in seinem Hause veranlaßt.

Seine treue und liebevolle Ehefrau Gisela, war eines Morgens zu Fuße, ganz allein, aus der Burg Ehrenwald fortgegangen, um in Folge eines zur Zeit einer Krankheit gemachten Gelübdes, an einem nur anderthalb Stunden entfernten Wallfahrtskirchlein ihr Dankgebet für die glückliche Genesung zu verrichten, und einige Goldgulden in den Opferstock zu spenden. Sie kam nicht mehr zurück, und wurde von dem trostlosen Dietrich ein ganzes Jahr lang auf zwanzig Stunden im Umkreise vergebens gesucht. Ohne Zwei-

fel war sie von Mördern überfallen, umgebracht und in irgend einer Felsenschlucht verscharrt worden. Sigmund wollte seinen Vater begleiten; dieser aber sagte zu ihm:

„Bleibe hier und bewache die Burg! mit Gottes Hülfe wär es ja doch möglich, daß deine Mutter noch lebt und aus der Gefangenschaft irgend eines Raubritters wieder heimkommen könnte, wo sie dann Keinen von uns Beiden finden würde. Mein alter treuer Diener Bernhard wird dir in Allem beistehen.“

Sie nahmen einen schmerzlichen Abschied von einander. Der Vater ritt von dannen, von einem einzigen Knappen begleitet, und schloß sich nach wenigen Tagen einem großen Heereszuge nach dem gelobten Lande an. Sigmund und Bernhard lebten einsam und ruhig in der Burg; ritterliche Uebungen und Jagd waren des Junkers liebste Beschäftigungen; damals, im Jahre 1184, wimmelte es noch von Bären und Wölfen in den endlosen dichten Wäldern Deutschlands. Die Jagd dieser wilden Raubthiere erforderte Muth und Kraft, die Sigmund schon mit 16 Jahren in reichem Maße in sich vereinigte.

Zwei Jahre und vierzehn Tage waren verfloßen, und des Jünglings Vater noch nicht zurückgekommen. Da ritt eines Tages der Ritter Kilian von Krötenfeld mit vier andern befreundeten Ritters in die Burg Ehrenwald, und zeigte eine Urkunde vor, des Inhaltes, daß Ritter Dietrich dem Ritter Kilian von Krötenfeld, seinem Vetter und Freunde, die Burg Ehrenwald mit allen dazu gehörigen Besitzungen für den Fall vermache, daß er in Zeit von zwei Jahren von seinem Zuge in das gelobte Land nicht zurückkehren sollte. Diese Urkunde trug nicht die Unterschrift des Ritters Dietrich, der nicht lesen und schreiben konnte, sondern nach damaliger Sitte, das in den Knauff seines Schwertes gestochene Wappen, in Wachs von

rother Farbe geprägt. Da Sigmund und Bernhard von einem solchen Vorhaben Dietrichs nie etwas gehört hatten, und eine solche stillschweigende Unterburg ganz ungläublich schien, so fasten Beide großen Verdacht gegen die Richtigkeit dieser Urkunde, ohne ihn zu äußern. Bei dem Anblicke ihrer bedenklichen Mienen beeilten sich die vier Begleiter Kilians, sich als Mitwisser dieser Sache aus Dietrichs eigenem Munde zu erklären. —

Der nun heimathlose Jüngling verließ noch am nämlichen Tage, mit tiefer Trauer im Herzen, die väterliche Burg, von Bernhard begleitet. Beide hatten das Anerbieten Kilians, sie auch ferner als Diener in der Burg zu lassen, unter dem Befehle eines gewissen Fabian, den er zum Burgvogt ernannt habe, ausgeschlagen und wanderten, mit ihren kleinen Bündeln auf den Rücken, in die weite Welt hinaus, ohne zu wissen wohin sie sich zunächst wenden sollten.

Nach einem Marsche von drei Stunden hörten sie in der Waldeslichtung eines großen Jagdbogens fröhlichen Hörnerschall hinter sich, und erblickten einen glänzenden Jagdzug mit vielen Tragbahren, auf denen das erlegte Wild heingeschleppt wurde. An der Spitze des Zuges ritten, wie sie später erfuhren, Graf Robert von Kronenstein, seine Ehefrau Hedwig und sein damals 15jähriges Töchterlein Adalgunde.

Unvermuthet trennten sich die beiden Damen, wahrscheinlich um einen Wettritt zu versuchen, mit ihren weißen Zeltern vom Zuge, und flogen wie der Wind an den beiden Wanderern lachend vorüber; ungefähr 20 Schritte vor Sigmund hielt Adalgunde still, und ihr gegenüber, jenseits des Weges, ihre Mutter Hedwig.

Da brummte, polterte und knackte es im Dickicht hinter Adalgunde.

„Fort, Fräulein! Ein Bär!“ schrie ihr Sigmund

zu und rannte vorwärts. Kaum hatte die Dame ihr Pferd gewendet, als das schwarze Ungethüm aus dem Walde hervorbrach und in mächtigen Sähen auf sie hinsprang. Sigmund lief dem Bären den Weg ab, der gegen den kühnen Gegner auf die Hinterfüße sich stellte, im Begriffe ihn umarmend zu erdrücken. Blütschnell packte ihn der Jüngling bei der Kehle mit der linken Faust, und stieß ihm mit der rechten Hand das breite Jagdmesser, das er in seinem Gürtel trug, bis ans Hest ins Herz. Der Bär stürzte zu Boden; nun riß ihm Sigmund den untern Theil des Rachens aus den Fugen, das er in blutigen Lappen bis über die Brust hinabhing, zog sein Jagdmesser aus dem Leibe, reinigte es mit Baumblättern und ging, da die beiden Damen wieder zum Zuge zurückgesprengt waren, mit Bernhard so ruhig seines Weges, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Der Jagdzug holte sie erst später ein, da er lange mit Bewunderung bei dem erlegten Bären verweilt hatte. Graf Robert, seine Hausfrau und Tochter, dankten Sigmund herzlich für seine muthige Rettungsthat, und der Graf drückte zugleich sein Erstaunen aus über des Jünglings dabei bewiesene unerhörte Kraft. Sigmund lehnte allen Dank ab, und sagte:

„Ich weiß wohl, daß es nicht jagdmäßig war, was ich gethan habe; aber was will man thun, wenn man weder einen Jagdspieß, noch ein Schwert hat? In meines Vaters Burg ging ich immer mit einer kurzen und dicken eisernen Stange auf die Bärenjagd, und zerschmetterte dann einen solchen Brummer mit einem einzigen Schlage den Schädel. Das machte mir viel weniger Mühe.“

Nach dem Wunsche des Grafen erzählte Sigmund seine Geschichte, und auf welche Art er aus seiner väterlichen Burg sei verdrängt worden. Der Graf sagte, daß er Sigmunds Vater immer als einen

ehrenfesten Ritter gekannt und geachtet habe, und an ein solches Enterben seines Sohnes nicht glauben könne. Es müsse ein Betrug obwalten, gegen den sich jetzt freilich nichts unternehmen lasse, aber in einer späteren Zeit gewiß noch werde entdeckt werden. Er trug ihm an, da er selbst keinen Sohn habe, als Junker auf seine Burg Kronenstein zu ziehen, und dort den Oberbefehl über das gesammte Burgesinde zu führen; Bernhard sollte sein unmittelbarer Diener sein. Sigmund nahm mit Freuden diesen Antrag an. Bei dem Beginn der folgenden Geschichte war er schon drei Jahre lang auf der Burg Kronenstein und hatte durch Einsicht und Tapferkeit dem Grafen alle seine Feinde in blutigen Fehden bestiegen helfen.

Da die freundlichen Leser nun den Helden dieser Geschichte näher kennen gelernt haben, kehren wir zu demselben zurück und schicken nur noch die Bemerkung voraus, daß Graf Robert, als vor einem halben Jahre sein alter Burgvogt gestorben war, und Bernhard diesen Posten nicht annahm, um immer bei dem jungen Herrn bleiben zu können, auf die Empfehlung eines befreundeten Ritters jenen Fabian zum Burgvogte ernannt hatte, der früher durch Allian in gleicher Eigenschaft in die Burg Ehrenwald gekommen war. —

„Burgvogt, wer hat dir erlaubt, Töffel zu schlagen?“ fragte Sigmund, näher kommend, mit erster Stimme.

„Niemand,“ antwortete jener mürrisch.

„Keiner in der Burg darf sich unterstehen, einen Andern zu schlagen; der Burgherr hat dies ausdrücklich und streng verboten.“

„Ja, der Burgherr!“ erwiderte Fabian höhnlisch, „das ist etwas Anderes!“

„Vergiß nicht, daß ich zu befehlen habe, wo immer der Burgherr nicht ist, und ich werde immer

dafür zu sorgen wissen, daß seine Befehle und die meinigen vollzogen werden. Töffel genießt das Gnadenbrod in der Burg und braucht dafür gar nichts zu thun; was er thun mag, ist sein freier Wille und verdient nur Dank.“

Dann wendete sich Sigmund zu den Stallbienern die ihn trotzig anglohten.

„Fort, ihr faulen Wichte, an die Arbeit! reiniget die Ställe und pugt das Riemenzeug! Morgen ist ein großes Bankett in der Burg, zu welchem viele Ritter mit Frauen und Töchtern geladen sind. Da muß alles zu ihrem Empfange in schönster Ordnung bereit sein. Nur keine Nachlässigkeit im Dienste, ich werde sie an jedem Diener bestrafen, der sich einer solchen schuldig macht, ohne Unterschied der Person.“

Die letzten Worte sprach er mit einem Blicke auf den Burgvogt, der diesen bewog, aus dem Hofe fortzuschleichen, mit einem Herzen voll Wuth und Rache. Die Stallbiener waren bereits an ihre Arbeit geeilt.

„Komm mit mir, guter, armer Töffel! Wir wollen in meiner Kammer einen Becher Wein miteinander trinken!“

Beide gingen miteinander in die Burg hinein.

„Junker Sigmund ist doch recht schön und herzlich gut!“ äusserte Beate, die Jose Abdegundens, welche Beide in einer dichten Geißblattlaube des anstossenden Burggartens alles gesehen und gehört hatten.

„Ja wohl!“ sagte Abdegunde mit einem leisen Seufzer. —

Der gute, arme Töffel.

„Bist du schon lange in dieser Burg?“ fragte Sigmund, indem er Töffels leeren Becher zum dritten Male füllte.

„Sehr lange.“

„Du bist noch recht rüstig, und doch wohl schon siebenzig Jahre alt?“

Löffel schmunzelte.

„Etwa gar noch älter?“

„Ich zähle die Jahre nicht; aber auf siebenzig Jahre schätzte man mein Alter schon damals, als der Urgroßvater des Herr Grafen Robert in dieser Burg geboren wurde.“

„So?“ erwiderte Sigmund ruhig und dachte sich Löffel sei schwachköpfig geworden.

„Ihr denkt jetzt, Herr Junker, ich sei schwachköpfig geworden, aber da irret ihr euch.“

„Du kannst ja Gedanken errathen?“

„Das ist gerade kein schweres Stück Arbeit.“

„Dann wirst du wohl auch wissen, was sich der Burgvogt dachte, als ich ihn zurecht wies, weil er dich schlug?“

„Allerdings; er sann auf Rache gegen euch.“

„Nun, das ist natürlich, und läßt sich leicht denken.“

„Ihr habt Recht; aber ich weiß auch, auf welche Rache er sann.“

„Auf welche?“

„Davon später; ich werde euch auf meine Worte erinnern, wenn es Zeit ist.“

„Du bist recht fleißig den ganzen Tag, warum magst du dich so abmühen?“

„Ich will nicht müßig bleiben, und helfe gerne bei jeder Arbeit mit. Ich trage Holz in die Küche, und spüle das Geschirr, besorge den Garten, und schleppe Wasser in den Stall, verlange keinen Dank dafür, dulde aber auch keine Beleidigung.“

„Nun, die zwei Hiebe des Burgvogtes hast du doch geduldet.“

„Meint ihr, Herr Junker? O nein! Für jeden Hieb hat der Burgvogt nur noch einen Tag in dieser

Burg zu verweilen, heute und morgen; denn morgen in der Bankettnacht, wird ihn der Burgherr davonjagen.“

„Hoffest du auf eine so strenge Bestrafung des Burgvogtes, wenn du ihn bei dem Herrn Grafen verklagest?“

„Verklagen? Das ging mir auch noch ab! Es wäre mir ein Leichtes gewesen, zu machen, daß er seinen rechten Arm nie wieder hätte bewegen können; diese Rache würde mir nicht genügt haben; Schande und Spott über ihn; das gibt viel besser aus!“

Bei diesen Worten bligte die Flamme des Zornes aus den wild gerollten Augen Löffels, doch schnell schien er wieder so ruhig wie zuvor.

„Ich verstehe dich nicht, Löffel!“ sagte Sigmund, der von einem unheimlichen Gefühle ergriffen wurde.

„Nur Geduld, Herr Junker,“ erwiderte der Alte, „nur Geduld! ihr werdet mich schon verstehen, wenn die rechte Zeit kommt.“

„Wenn ich ein Burgherr wäre, anstatt ein armer Junker, ich würde dich mit der Sorgfalt eines Sohnes pflegen, Löffel! denn ich habe dich recht lieb.“

„Burgherr werdet ihr auch noch werden, Herr Junker, und dann will ich euch beim Worte nehmen. Selbst den drei Jahren eures Aufenthaltes in dieser Burg, habet ihr mir immer nur Gutes gethan, wofür ich euch stets dankbar sein werde. In fast zweihundert Jahren hab ich auf Kronenstein kein edleres Herz gefunden, als das Euerige.“

Sigmund lächelte.

„Ah! Ihr haltet mich wieder für schwachköpfig?“

„Je nun, wenn du auch nicht schwachköpfig bist, so bist du doch ein seltsamer Mensch.“

„Weit gefehlt, Herr Junker! Wenn ihr mir die strengste Verschwiegenheit geloben wöllet, so will ich

euch etwas anvertrauen, das euch von eurem Irrthume überzeugen soll.“

„Hier, meine Hand darauf.“

„So wisset denn, ich bin kein Mensch!“

„Kein Mensch?“

„Nein!“

„Was sonst?“

„Ich bin ein Kobold!“

„Heilige Mutter Gottes, ein böser Geist!“

„Ich bin kein böser Geist; sehet, ich mache das heilige Kreuz, was kein böser Geist zu thun vermag. Die Kobolde sind Mittelgeister, mit einem menschlichen Leibe versehen, der vom siebenzigsten Jahre an nicht mehr altert, und keine Beute des Todes werden kann. Wir essen und trinken, wie andere Menschen, können aber auch ohne Speise und Trank leben. Wir beleidigen Niemand, rächen aber jede unverschuldete Beleidigung, und bei der geringsten, von uns nicht veranlaßten Neckeri, spielen wir wenigstens einen Schabernack. Wir suchen in Burgen Dienste ohne Lohn, nur für Herberge und Kost, und werden deshalb gerne aufgenommen; wir arbeiten fleißig Tag und Nacht, weil wir niemals müde werden können. Die Burgbewohner, unter denen wir leben, sterben aus, und die Nachfolger glauben, daß wir noch nicht lange da seien und somit bemerkt Niemand unser hohes Alter. Weil wir keine ganzen Geister sind, sondern nur Mittelgeister, so können wir uns auch nicht unsichtbar machen, sind aber unverwundbar, und Niemand kann uns tödten. Wenn wir an einen Ort kommen, wo verborgene Schätze liegen, Gold, Silber oder Edelsteine, so spüren wir eine Kälte in den Händen, wie wenn man Metall anfäßt. Die nächsten Ereignisse sehen wir immer voraus, bisweilen nur undeutlich, dürfen aber hiervon die Beteiligten nur in dem äußersten Falle der Nothwendigkeit ihrer Rettung warnend in Kenntniß

setzen. Habet ihr nun eine bessere Meinung von einem Kobolde, Herr Junker?

„Gewiß, Töffel! und es wird mich freuen, wenn du immer so freundlich gegen mich gesinnt bleibest, wie bisher.“

„Verlaßt euch darauf, denn ihr verdient es. Zwei Personen in der Burg sind mir die Liebsten, Sigmund und Abdegunde, ein schönes Paar!“

Töffel blickte mit einem schelmischen Lächeln den erröthenden Junker an.

„Du kannst auch Gedanken errathen, Töffel! sag mir doch, warum hat denn der Burgherr zum morgigen Bankette weit mehr Ritter eingeladen, als jemals zu dieser Feier seines Namensfestes?“

„Es scheint mir eine Brautschau zu bedeuten?“

„Eine Brautschau?“

„Ihr fraget mich nicht mit einer freudigen Miene und denket euch, daß ihr diese Mühe gerne Jedem ersparen möchtet. Ist's nicht so?“

„Ja.“

„Ihr waret bisher so klug, dem Fräulein Abdegunde nicht zu gestehen, daß ihr sie liebt; denn da auch sie euch liebt, so hätten gewiß ihre Eltern diese Liebe bemerkt, und die Liebenden zu trennen gewußt; in der Freude ihres Herzens würde die junge Gräfin sich verrathen haben.“

„Sie liebt mich also?“

„Ueber Alles!“

„Woher weißt du es?“

„Ich habe oft hinter den Gartenlauben die Gespräche Abdegundens und ihrer Jose Beate belauscht, und die zärtliche Liebe der jungen Gräfin aus allen ihren Aeußerungen gemerkt, so oft ich in ihrer Gegenwart ihre Blumen im Garten begoß und die Rede von euch war, was ich immer schicklich zu veranlassen wußte und wobei mir Beate jederzeit treulich beistand.“

„Aber warum sagtest du mir nie etwas davon?“
 „Weil es noch nicht an der Zeit war, und ihr wißt, Herr Junker! daß ich viel auf die rechte Zeit halte.“

„Es ist wahr, ich liebe Adelgunde; aber als ein burgloser Junker konnt ich es nicht wagen, ihr meine Liebe zu gestehen.“

„Des Fräuleins Gegenliebe aus ihrem eigenen Munde zu erfahren, ist für euch die Hauptsache; dann wird sie jeden andern Bewerber abweisen, und dabei ist schon viel gewonnen. Eine Burg würde euch wenig helfen, und die Hand des reichen Fräuleins euch doch verweigert werden; denn Vater und Mutter wollen mit ihrer Tochter gar hoch hinaus; sie würden sich nicht verwundern, wenn ein Königssohn käme, um sie zu heirathen.“

„Man wird sie doch nicht zwingen wollen, einen Gemahl zu nehmen, den sie nicht liebt?“

„Ich befürchte so etwas.“

„Unmöglich?“

„O Herr Junker, es ist gar viel möglich!“

„Was soll ich thun?“

„Gesteht ihr heute noch eure Liebe.“

„Aber so ohne alle Veranlassung?“

„Sprecht mit ihr von dem morgigen Bankette, und von eurer Besorgniß, daß es einem der glücklichen Gäste gelingen könnte, ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen, und daß ihr lieber sterben möchtet, als diesen Jammer erleben.“

„Ein vortrefflicher Rath, für den ich dir danke, und welchen ich getreulich befolgen will.“

„Sagt ihr auch, daß es wahrscheinlich sei, der junge und sehr reiche Ritter Dittmar von Löwengrün werde um sie freien, ein überaus stolzer und prahlischer Ritter, der ihr durch seinen Heirathsantrag die größte Ehre zu erweisen glaube. Durch diese, übr-

gens ganz wahre Bemerkung, werdet ihr den ganzen Stolz des Fräuleins aufstacheln, und jede Hoffnung Dittmars vereiteln.“

„Du kennst die weiblichen Herzen recht gut.“

„Kein Wunder, da ich in meinem langen Leben genug Erfahrungen machen konnte. Thut also, was ich euch angerathen habe. Ist der Bund eurer Herzen geschlossen, so hütet euch beide sorgfältigst, ihn auch nur durch einen Blick oder ein Wort zu ver-rathen. Es wäre euer Unglück. Hoffet und harret! Wer glücklich werden will, muß geduldig warten können. Adelgunde liebt euch, seitdem sie euch zum ersten Male sah; erinnert euch an die Geschichte mit dem Bären im Walde! Seid drei Jahren seid ihr der einzige Gedanke ihres Herzens.“

Der Diamantring.

Beate, des Fräuleins Jose, trat hastig und mit bestürzter Miene in die Kammer. Sie grüßte den Junker mit freundlichen Kopfnicken, und fragte:

„Töffel, hast du heute frische Blumen in das Gemach der jungen Gräfin getragen?“

„Ja, wie täglich.“

„Hast du nicht auf dem Gesimse des offenen Fensters einen Diamantring liegen gesehen?“

„Nein, weil ich auf das Fenster gar nicht hinschaute.“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Sigmund.

„Das Fräulein hat am Fenster ihr Schmuckkästchen geöffnet und die Kleinodien gewählt, mit denen sie sich morgen zum Bankette schmücken will. Unter denselben ist das schönste Stück ein Diamantring, ein uralter Handschmuck der gräflichen Familie von unschätzbarem Werthe. Sie legte ihn zu andern Gegenständen ihrer Wahl, und öffnete dann die dem Fenster gegenüberstehende Thüre, um mir zu rufen und

aufzutragen, den Ring an einer Schleife vorn an ihrer Halskrause anzubringen. Bei dieser Gelegenheit entspann sich ein längeres Gespräch und ich hörte inzwischen, bei nur angelehnter Thüre, deutlich Fußtritte im Gemache der jungen Gräfin, und dachte mir: Gewiß bringt Töffel Blumen."

"Richtig! so war's auch. Ich hörte das Fräulein und euch, Beate, miteinander sprechen, ging aber gleich wieder fort, als ich die Blumenstöcke auf ihr Gestell gesetzt hatte."

"Gleich darauf traten wir in das Gemach der jungen Gräfin, die einen lauten Schrei des Jammers ausstieß, als sie den Diamantring nicht mehr auf dem Fenstergestimse entdeckte und auch nicht im Schmuckkästchen fand. Wenn nur der gute Töffel die Blumen gebracht hat, äußerte das Fräulein, dann hab ich doch die Beruhigung, daß der Ring nicht entwendet, sondern vielleicht, als ich die Thüre öffnete, durch den Zugwind in den Garten hinuntergeschleudert wurde. Ich eilte sogleich dahin, suchte sorgfältig weit und breit, fand aber den Ring nicht. Rathe mir Töffel, was kann ich jetzt noch thun?"

"Nichts Besseres, Beate, als der jungen Gräfin sagen, sie möge ein Stündchen lang mit euch in dem Buchenwäldchen jenseits des Wassergrabens, der die Burg umgürtet, gerade der Burgkirche gegenüber, lustwandeln; dorthin werde ihr der Herr Junker da ihren Diamantring bringen, den er, wie ich zuversichtlich hoffe, glücklich finden wird; denn die Augen der Liebe sehen gar scharf."

Töffel begleitete seine Schlußworte mit einem schelmischen Blicke auf Sigmund, der in äußerster Verlegenheit erröthete. Diese Eigenschaft ist bei den Jünglingen unserer Zeit schwerlich mehr zu finden. Beate lächelte, nickte dem Junker freundlich zu, dankte dem Töffel, sagte zweideutig: "Wie wird das Fräulein

sein so vergnügt sein über meine freudige Botschaft!" und slog zur Thüre hinaus.

"Was hab ich an dir verschuldet, Töffel," sagte Sigmund, "daß du mich in zwei so große Verlegenheiten stürzest?"

"Verlegenheiten? Wie so, Herr Junker?"

"Du hast dem Fräulein durch Beate die Hoffnung gegeben, daß ich den Diamantring finden werde."

"Ja, Hoffnung; aber euch verspreche ich Gewißheit."

"Auch hast du das Geheimniß meiner Liebe verrathen."

"Das ist kein Verrath, sondern nur eine Vorbereitung des Fräuleins durch Beate auf eure Liebeserklärung, die heute noch erfolgen muß, wenn ihr Fräulein Adelgunde nicht vielleicht für immer verlieren wolltet. Wenn ich nicht den Anfang gemacht hätte, von eurer Liebe zu sprechen, so würdet ihr noch drei Jahre lang davon geschwiegen haben, und es wird sich nicht leicht eine so günstige Gelegenheit dazu zeigen, als wenn ihr dem Fräulein den gefundenen Diamantring überreicht."

"Den Gefundenen! aber wo kann ich ihn finden?"

"Das will ich euch sagen. Gebt Acht, Herr Junker! Es ist bekannt, daß die Dohlen gerne glänzende Dinge stehlen. Ich habe dieß schon oft erlebt in dieser Burg, und das Gestohlene wurde immer wieder gefunden in dem Dohleneste, welches sich in der Vertiefung herausgefallener Steine unter dem Söller des Thurmes der Burgkirche befindet. Ich bin überzeugt, daß der Diamantring in diesem Neste steckt. Steigt man die Thurmterrasse hinauf, so kommt man zu einer kleinen Thüre, die zum Söller führt. Innerhalb dieser Thüre steht ein Mauerpfeiler, an welchen man den Endstrich einer Strickleiter schlingen muß; dann wird diese über das Geländer des

Söllers hinabgelassen, und von einem Muthigen be-
stiegen, der keinen Schwindel hat; denn vom Söller
aus geht es wenigstens hundert Fuß tief in den dreißig
Fuß tiefen Wassergraben hinab. Unterhalb des Gelän-
ders ist man so weit von dem Dohlenneste entfernt,
als das Geländer von der Thurmmauer; es ist also
nöthig, eine leichte Stange mit einem daran befestig-
ten Widerhaken mitzunehmen, sich so zu dem Neste
hinzuziehen, und darin den Ring zu suchen. Ich hole
ihn, Herr Junker, denn mir kann kein Unfall begeg-
nen, und ihr bringt dann dem Fräulein den Ring."

"Du kennst mich schlecht, Töffel wenn du glaubst,
ich würde zugeben, daß ein Anderer dieses Unterneh-
men wage, als ich. Für deine Unterweisung bin ich
dir sehr dankbar, aber vollziehen will ich sie selbst."

"Dieser Entschluß ist ein neuer Beweis eures
Muthes; aber seid ja recht vorsichtig, und übereilet
nichts. Das Fräulein wird euch vom Wäldchen aus
mit der größten Herzensangst zuschauen, und euch ge-
wiß mit dem liebevollsten Herzen empfangen."

"Desto besser! komm Töffel."

Sie leerten noch ihre Becher und ließen sich dann
die Rüstkammer aufsperrern von dem Burgvogt, unter
dessen Aufsicht sie stand, und wählten sich die nöthige
Strickleiter, deren Festigkeit Töffel sorgfältig prüfte.
Auch eine Hackenstange nahm er mit.

Der Burgvogt Fabian hätte gerne gewußt, was
sie denn damit thun wollten, wagte es aber nicht zu
fragen. Um es zu erfahren, schlich er ihnen nach.
Er sah Beide nach der Rückseite der verschlossenen
Burgkirche gehen, neben deren Thore, in einem Erker
eine kleine angelehnte Thüre zur Thurmterrasse führte,
über welche Sigmund und Töffel hinaufstiegen. Oben
angekommen, geschah alles nach Töffels Anordnung.

Als sich der Junker über das Geländer auf der
Strickleiter schwang, erblickte ihn zufällig am Saum

des Wäldchens gegenüber, an des Fräuleins Seite
Beate und rief erschrocken:

"Edles Fräulein, sehet da oben den verwegenen
Junker! Es scheint, daß er ein Dohlenneest ausneh-
men will."

"Heilige Jungfrau! wenn ihm nur kein Unglück
begegnet!" jammerte Adelgunde leichenblaß.

Töffel reichte dem Junker, der schon fest auf der
Strickleiter stand, die Hackenstange.

"Herr Junker," sagte er, "ich höre eilige Schritte
auf der Treppe, und will mich verstecken, um zu
laufen."

"Thu's, Töffel."

Töffel verbarg sich hinter allerlei alten Gerümpel,
der Länge nach rückwärts auf dem Boden liegend.

Vor Hast keuchend kam der Burgvogt bei dem
offenen Thürlin des Söllers an, sah die befestigte
Strickleiter, neigte den Kopf über das Geländer, er-
blickte den Junker, der eben das Dohlenneest, in wel-
chem er glücklich den Diamantring gefunden, und in
seiner Brusttasche gesteckt hatte, mit einer starken Schwin-
gung der Strickleiter verließ, und trat schnell zum
Pfeiler zurück, um den sich die Haltsechling der Strick-
leiter wand.

Das Fräulein und Beate hatten den Burgvogt
bemerkt und für einen Mithelfer gehalten.

Am Pfeiler stehend, zog der Burgvogt ein scharf-
geschliffenes Messer und murmelte:

"Fahr zum Teufel, Junker! Killian wird mich
gut belohnen."

Mit diesen Worten schnitt er die Haltsechling der
Strickleiter entzwei, und rannte augenblicklich die
Thurmterrasse hinunter, ohne sich zuvor mit eigenen
Augen von dem Erfolge seiner Missethat überzeugen
zu wollen.

Im Wäldchen gellten zwei herzerreißende Schreie.

Töffel huschte auf dem Söller hinaus und kam gerade noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie das Wasser über dem sammt der Strickleiter hinuntergerührten Junker zusammenschlug.

„Thut nichts,“ sagte er ganz ruhig, „der Junker kann besser schwimmen, als ein Fisch.“ Dann verließ er eilig Söller und Thurm.

Als Adalgunde, die dicht am Ufer stand, Kopf und Nacken des Junkers aus dem Wasser emportauchen sah, der ihr lachend zurief: „Ein unerwartetes Bad, weiter nichts!“ brach sie in einen Strom von Freudenstränen aus. Schnell eilte Sigmund sich umzukleiden, und nach wenigen Minuten lag derselbe vor der Dame seines Herzens auf den Knien, ihr den verschwundenen Diamantring mit den Worten überreichend:

„Hier bring ich euch euern Diamantring wieder, den ich im Dohleneste des Kirchturms geholt habe, schönes Fräulein!“

„Und mit Gefahr euers Lebens, daß mir so theuer ist!“

„Mein Leben ist euerm Dienste geweiht, holdes Fräulein! Ich wüßte keinen schöneren Tod, als für euch zu sterben.“

Diese Worte der beiden jungen Herzen verkündeten so deutlich ihre wechselseitige Liebe, daß eine förmliche Erklärung derselben mit der Schließung eines für Zeit und Ewigkeit dauernden Bundes ihrer Herzen endete. Sie waren inzwischen tiefer in das Wäldchen gegangen, Beate neben ihnen, die vertraute Jofe, vor welcher das Fräulein kein Geheimniß hatte. Sie sprachen von ihren Hoffnungen und Ausichten.

„Ich fürchte, liebe Adalgunde,“ sagte der Junker, „daß Vater und Mutter euch zwingen werden, eure Hand irgend einem mächtigen Ritter zu reichen; sie scheinen mir gar stolz.“

„Ich werde mich stolzer zeigen, als sie selbst und jeden Freier unter dem Vorwande verschmähen, daß ich nach Höherem trachte; dadurch verhüte ich jeden Verdacht, als ob mein Herz vielleicht für euch schlage. Deshalb müssen wir auch sehr vorsichtig sein in unserm Benehmen, und durch keinen Blick, durch kein Wort unsere Liebe verrathen. Das ist freilich schwer für ein Herz voll Liebe, von welcher auffer uns Selben und Beaten Niemand etwas erfahren darf.“

„Und Töffel!“

„Warum Töffel?“

„Weil ich ihm die Ermuthigung verdanke, euch meine Liebe zu gestehen. Er ist mir mit aller Dienstwilligkeit zugethan, sehr erfahren, und weiß immer einen guten Rath. Er wußte auch, daß euer Diamantring im Dohleneste am Thurme liege, und wollte ihn selbst holen, aber ich wollte mir die Gelegenheit nicht nehmen lassen, euch eine Freude bereiten zu können.“

„Die so nahe an Trauer grenzte!“

„O nein! Nichts unterbrach den Weg in den Wassergraben.“

„Bei größerer Achtsamkeit wär es wohl möglich gewesen, euch diesen schrecklichen Sturz zu ersparen, dessen Schuld am Burgvogte liegt.“

„Am Burgvogte?“ fragte der Junker erstaunt;

„Wie so, liebes Fräulein?“

„Ja, am Burgvogte. Anstatt hinter euch über das Geländer hinunterzuschauen, hätte er sich um die bessere Befestigung der Strickleiter bekümmern sollen.“

„Ich habe den Burgvogt nicht auf den Thurm mitgenommen.“

„Dann hat ihn der Zufall hinaufgeführt.“

Diese Wahrnehmung des Fräuleins war für den Jüngling ein finsternes Räthsel, dessen Lösung er von Töffel zu erhalten hoffte. Er hütete sich aber wohl

zu sagen, daß er Töffel auf den Siller mitgenommen habe, um der guten Meinung von ihm, die er ihr eben erst beibrachte, keinen Eintrag zu thun.

Die beiden Liebenden plauderten gewiß noch eine halbe Stunde miteinander; Verliebten fehlt es nie an Stoff zu Gesprächen. Vom Festbankette am nächsten Tage wurde viel gesprochen, und verabredet, wie sie sich dabei benehmen wollten.

„Da ich nun von euch geliebt zu sein so glücklich bin, Adelgunde! fühl ich es erst recht schmerzlich, daß ich kein Ritter bin. Die eingeladenen Ritter werden bei dem Bankette hochmüthig auf den armen Junker herabschauen, der sich von ihnen alles gefallen lassen soll, weil er nicht ihres Gleichen ist. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde mir so absonderlich bange ist vor diesem Festtage, gerade als ob mir etwas recht Widriges begnügen würde.“

„Nun, für den Hochmuth der Ritter wird euch, Sigmund! das Wohlwollen der Ritterfrauen und Edelräulein reichlich entschädigen.“

„Ihr scherzet, Fräulein! Meine eiskalte Artigkeit wird euch beweisen, daß sie keinen Eindruck auf mich machen.“

„Eben so will auch ich es machen.“

„Ein großer Trost für mich. Aber es muß bald anders gehen. Ich darf nicht lange mehr als Junker in der Burg eures Vaters verweilen; ein solches Leben führt uns nicht zum erwünschten Ziele. Der stolze Graf von Kronenstein wird seine schöne und tugendhafte Tochter nicht einem armen, burglosen Junker geben, und der arme, burglose Junker würde euch zu herzlich lieben, um euch vor der ganzen Ritterschaft eine solche Demüthigung zu bereiten.“

„Ein Edelkinn, der mir das Herz bricht!“

„Ich will hinaus in die Welt, durch große, kühne Thaten, durch Kampf und Sieg, Ruhm und

Macht mir erringen, dann zurückkehren, und um eure Hand werben.“

„Aber wenn ihr nimmer zurückkehret, lieber Sigmund! wenn ihr im Kampfe fallet, dann —“

Heiße Thränen quollen aus des Fräuleins schönen Augen.

„Dann war es Gottes Wille, ohne welchen kein Haar vom Haupte des Menschen fällt, und jenseits sehen wir uns doch wieder in ewiger Liebe. Tröstet euch, liebe Adelgunde! Der Himmel wird unseren Bund segnen, den Bund der treuen Liebe bis in den Tod!“

„Bis in den Tod!“ schluchzte das Fräulein, und sank an seine Brust. Er drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirne. Sie trennten sich, denn die Zeit zum Mittagmahle war gekommen.

Es ist ein großes Glück für die Menschen, daß sie nicht in die Zukunft sehen können; den Meisten würde es unmöglich sein, sich der Gegenwart zu erfreuen. Dies wäre auch der Fall bei den beiden Liebenden gewesen, die jetzt der süßen Hoffnung lebten, nach einer nicht gar zu langen Frist durch das heilige Band der Ehe vereinigt zu werden, und dann ein Leben zu führen, wie im Paradiese, ohne zu ahnen, welche schweren Prüfungen, welche harte Leiden ihnen schon in nächster Zukunft bevorstanden.

Sigmund traf Töffel, der unter der Thüre einer Scheune Holz spaltete.

„Ah! ihr seid's Herr Junker, gut geschwommen!“

„Du hast die Schlinge der Strickleiter schlecht befestigt; sie wäre sonst nicht abgerissen.“

„An mir hat's nicht gefehlt, der Burgvogt hat die Schlinge durchschnitten.“

„Der Burgvogt?“ fragte der Junker ganz erstaunt.

„Ja.“

„Warst du noch oben auf dem Thurme als dies geschah?“

„Freilich war ich noch oben.“

Töffel erzählte nun den Hergang, verschwieg aber die vom Burgvogte gemurmelten Worte, obgleich er sie deutlich gehört hatte.

„Warum hast du diesen Mordversuch nicht verhindert?“

„Weil ich wußte, daß euch der Sturz ins Wasser nicht schaden, wohl aber den Werth eures Wagnisses in den Augen des Fräuleins erhöhen, und demnach ihre Liebe zu euch auf den höchsten Grad bringen könne.“

„Das ist geschehen.“

„Gottlob! nun, da sehet ihr Herr Junker, daß mein Benehmen klug war. Bei dieser Gelegenheit hab ich noch etwas Wichtiges erfahren, worüber ihr nicht wenig erstaunen werdet, Herr Junker!“

„Laß hören!“

„Es gibt Leute, welche die Gewohnheit haben, laut oder halblaut mit sich selbst zu reden, wenn sie allein zu sein glauben. So gieng auch dem Burgvogte auf dem Thurme oben. Gerade als er die Schlinge der Strickleiter durchschnitt, auf welcher er euch zuvor vom Gefände aus erblickte, sagte er: Fahr zum Teufel, Junker! Kiltan wird mich belohnen.“

„Kiltan?“ fragte der Junker ganz verwundert.

„Ja, Kiltan. Ich hab ihn von jeher für einen alten Sünder, für einen heimlichen Raubritter gehalten, besonders seitdem er euch die väterliche Burg gestohlen hat. Glaubt mir, Herr Junker! die ganze Geschichte mit dem Vermächtnisse dieser Burg ist nur Lug und Betrug. Eben so gewiß hat er eure Mutter und euren Vater aus dem Wege geräumt, um seinen Raub vollführen zu können, und nun möchte er es mit euch eben so machen, damit er nicht länger zu

fürchten brauche, der rechtmäßige Besitzer werde über kurz oder lang eine weitere Rechenenschaft von ihm verlangen, und die gerechte Strafe ihn erreichen.“

„Das soll auch geschehen, so wahr Gott im Himmel ist. Ich will damit begingen, daß ich den Burgvogt bei dem Grafen Robert des Mordversuches anklage.“

„Thut dieß ja nicht, Herr Junker! es ist nichts dabei zu gewinnen; ich bin zu gering, als daß mein Zeugniß Glauben finden würde. Geduldet euch nur bis morgen. Morgen wird sein Maß voll werden und überlaufen, morgen der letzte Tag seines Aufenthaltes in der Burg sein, wie ich es euch bereits vorausgesagt habe.“

Der Junker gieng beruhigt in die Burg hinein. Als der Burgvogt im Borgemache des Speisesaales ihm begegnete, drückte er über das Geschehene sein tiefstes Leidwesen aus, mit dem Bemerkn, daß er es gar nicht begreife, wie so etwas geschehen konnte.

„Ich schon,“ erwiderte der Junker, „ein schlechter Strick war daran Schuld; Sorge für bessere Stricke. Vielleicht brauchen wir sie bald!“

„Für dich!“ dachte sich der Burgvogt, der über diese verfängliche Aeußerung gewaltig stutzte.

Nachmittags stand der Junker an einem Fenster der Burg, und schaute hinaus, nachsinnend über die nöthigen Anordnungen zum Festbankette. Da erblickte er an einer nahen Waldesspize Töffel, der mit einem andern kleinen alten Manne eifrig sprach, der in seinem ganzen Wesen eine auffallende Ähnlichkeit mit ihm hatte.

Den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch wurde in der Küche gebraten, geschmort und gebacken, im Keller manches Stückfaß edlen Weines angezapft, und der Speisesaal festlich ausgeschmückt, auf dessen Tafel silberne Humpen und Becher, Schüssel, Messer,

Gabeln und Löffel zwischen großen schönen Blumensträußen prangten.

Das Festbankett.

Schon lange vor dem ersten Grauen des Morgens war der Junker, nach dem Willen des Grafen Robert in ein prächtiges Festgewand gekleidet, das er durch einen weiten Ueberwurf umhüllte, mit Anordnungen beschäftigt, deren Vollzug der alte Töffel am besten förderte.

„Ich kann euch Wichtiges erzählen, Herr Junker!“ sagte er.

„Vermuthlich das, was dir das alte Männchen hinterbrachte, mit welchem du gestern an einer nahen Walbespitze gesprochen hast?“

„Richtig! sahst ihr mich?“

„Ja. Wer war denn dieses Männchen?“

„Ein guter Freund von mir, meines Gleichen; auch ein Kobold, wie ich,“

„So! wo denn?“

„In der Burg Löwengrün.“

„Bei Ritter Dittmar?“

„Ja.“

„Warum ist er denn zu dir gekommen?“

„Er ist davongelaufen, weil ihn Ritter Dittmar im Uebermuth arg geschlagen hat, wofür er ihm nun einen Poffen spielen will, was wir Kobolde in einem solchen Falle immer thun.“

„Sagte dein Freund nicht, was er ihm anzuthun gedente?“

„O ja! Er will es bei allen rechtschaffenen Leuten offenbaren, daß Dittmar ein Raubritter ist.“

„Der stolze, reiche, mächtige Dittmar ein Raubritter? Unmöglich!“

„Es ist doch so. Dittmar hat vor vier Tagen mit seinen Begelagerern die nur von zwei Bewaffneten

begleitete Tochter eines Ritters, welche im Kloster Gnadenberg den Schleier nehmen wollte, sammt ihrer reichen Aussteuer, weggeschnappt und Alles, selbst die Leichen der beiden erschlagenen Begleiter, auf seine Burg geschleppt, damit ja keine Spur auf eine Entdeckung führe. Die Eltern des Fräuleins werden noch gar nichts wissen von dem schrecklichen Schicksale ihrer Tochter, die sie im Kloster gut aufgehoben glauben, während sie in den Krallen eines Raubritters liegt. Daß die beiden Begleiter noch nicht zurückgekehrt sind, wird ihnen auch nicht auffallend scheinen, weil in solchen Fällen alle Begleitung acht Tage lang im Kloster bewirtheet wird.“

„Weiß dein Freund nicht, wie der Vater des Fräuleins heißt?“

„Nein, dieß hat er nicht erfahren.“

„Das wäre sehr wichtig.“

„O! ich weiß noch viel Wichtigeres! Aber seib ein Mann, Heir Junker! und laßst euch durch keine Leidenschaft hinreißen, sonst ist Alles vereitelt!“

„Ich gelobe dir's.“

„So wisset denn: eure Mutter lebt noch!“

„Heiliger Gott! Wo?“

„Im Burgverleise Kilians zu Krötensfeld.“

„Entsetzlich! Mit dem Schwerte in der Faust will ich sie befreien!“

„Da haben wir's! Danket Gott, daß er sie nicht schon tödten ließ, was er gewiß thun wird, wenn er mit Gewalt angegriffen wird, damit sie nicht als lebendige Zeugin gegen ihn auftreten kann. Ihre Befreiung soll nur durch List geschehen.“

„Ein langweiliges Mittel.“

„Aber das Sicherste. Ich habe meinen Freund berebet, in Krötensfeld Dienst zu nehmen, alles auszukundschaften, und es mir dann zu melden.“

„Wie erfuhr es dein Freund?“

„In dem ummauerten Winkel hinter einem großen Ofen, belauschte er zu Löwengrün fünf Kaudrücker, unter denen auch Kilian war, die bei einem Weinge-
lage ihre Missethaten einander erzählten.“

„Von meinem Vater nichts?“

„Kilian berichtete, daß er nach erhaltener Ver-
mächtnisurkunde, die Burg Ehrenwald betreffend, sei-
nen Burgvogt Fabian, der jetzt hier auf Kronenstein
ist, dem Ritter Dietrich nachgesendet habe, um ihn
zu ermorden, was Fabian auch glücklich vollbracht
haben will.“

„Armer, unglücklicher Vater!“

„Ich glaube, daß ihn Kilian auch hieher schickte,
um es euch gerade so zu machen, wie eurem Vater.
Sein heutiger Versuch mißlang, Gottlob!“

„Es scheint mir nothwendig, von dem, was du
mir erzählt hast, auch das Fräulein in Kenntniß zu
setzen, da sie wohl in den Fall kommen könnte, Nutzen
daraus zu schöpfen.“

„Thut dich, doch bittet sie dringend, vorsichtig zu
sein, und zu schweigen. Bis zur rechten Zeit darf es
sonst Niemand erfahren.“

In der nächsten halben Stunde wußte Adalgunde
schon alles. Sie war voll Freude darüber, daß die
Junkers Mutter noch lebe.

Zum Morgenimbis trat Adalgunde in das Schlaf-
gemach ihrer Eltern und brachte ihrem Vater, mit den
besten Wünschen ihres kindlich liebenden Herzens,
einen prächtigen Blumenstrauß.

„Liebe Tochter,“ sagte Graf Robert, „ich kann
dir heute eine große Freude machen.“

„Für die du gewiß recht dankbar sein wirst,“
fügte ihre Mutter hinzu.

„Du bist jetzt eine Braut.“

„Braut?“ fragte das Fräulein ganz erstaunt.

„Ja.“

„Und wer ist der Bräutigam?“

„Der reiche und mächtige Ritter Dittmar von
Löwengrün.“

Adalgunde lachte und schüttelte zweifelnd ihr schön-
es Köpfchen.

„Worüber lachest du?“

„Ueber euren Scherz, lieber Vater!“

„Es ist kein Scherz, sondern mein voller Ernst.
Mit den zum Feste Eingeladenen wird heute auch
Dittmar kommen, und dich um deine Hand bitten.“

„Wenn er in dieser Absicht kommt, hat er sich
eine vergebliche Mühe gemacht. Meine Hand wird
er mit meinem Willen nicht bekommen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich als einzige Tochter des berühmten
Grafen Robert von Kronenstein mich erniedrigen würde,
wollte ich einem unberühmten, einfachen Ritter nur
deshalb meine Hand reichen, weil er viel besitzt, und
mächtig ist. Nein, die Tochter des Grafen von Kro-
nenstein kann keinen Geringeren zum Gemahle wählen,
als einen Grafen; ich halte mich eines Herzogs wür-
dig, ja selbst die Krone einer Kaiserin könnte mich
nicht überraschen.“

„Du spannest deine Erwartungen sehr hoch.“

„Nicht höher, als es der Ehre meines Stamm-
hauses geziemt.“

Dieser Stolz schmeichelte den Eltern.

„Bei solchen Gesinnungen,“ erwiderte der Vater,
„wirfst du noch lange auf einen Gemahl warten
dürfen.“

„Es hat auch gar keine Eile. Ich bleibe viel
lieber bei euch.“

„Gut. Ich will dich nicht zwingen, und über-
lasse dir die Antwort auf Dittmars Heirathsantrag.
Begegne ihm aber mit Bescheidenheit und ohne Be-
leidigung!“

„Gewiß. Ich will schon mit ihm fertig werden.“

Die Zugbrücke war herabgelassen, das Thor stand offen, mit grünem Laubgewinde geschmückt; die ganze zahlreiche Dienerschaft prangte im Sonntagsstaate; sechs Wagen, zierlich angethan, sollten die Gäste und ihre Damen begrüßen, und in die Vorhalle der Burg führen, wo der Graf und die Gräfin sich befanden; der Hofraum wimmelte von Stallwärttern, die Rosse in Empfang zu nehmen.

Außerhalb der Zugbrücke grupperte sich allerlei schaulustiges Landvolf von jedem Alter und Geschlechte. Die ersten Ankömmlinge, mit scherzhaften Zurufen und fröhlichem Gelächter empfangen, waren zehn Spielleute und zwei Minnesänger, hungerige und durstige Gesellen, welche der Junker sogleich in eine eigene Kammer neben der Vorhalle führen, und dort gehörig füttern und tränken ließ.

Tüffel stand neben dem Junker auf der Zugbrücke.

„Seht, Herr Junker!“ sagte er, „dort kommt schon ein Ritter!“

„Wo?“

„Dort, links.“

„Richtig.“

„Wisst ihr nicht, wer es ist?“

„Nein.“

„Kilian ist's.“

„Unmöglich!“

„Er ist's; verlaßt euch auf meine Augen.“

„Welche Frechheit, da er gar nicht geladen wurde.“

„Es ist vielleicht heute nicht das letzte Mal, daß er ungeladen in diese Burg kommt.“

Kilian sprengte bis zur Zugbrücke, wo er sein Ross anhieft.

„Guten Morgen, Sigmund!“ rief er diesem mit heiterer Miene zu, „mich freut es, euch so wohl zu sehen!“

„Mich auch, Herr Ritter! mich auch.“

„Ich habe mich erinnert, daß heute der Namens- tag des Burgherrn ist, und bin gekommen, meinem lieben Freunde Glück zu wünschen. Ich ercheine aber als ein ungeladener Gast, und weiß wirklich nicht, ob ich einreiten darf.“

„Nur voran, Herr Ritter! nur voran! Graf Robert wird sich freuen, einen so würdigen Freund begrüßen zu können.“

Kilian zog in die Burg.

„Diese Verstellung war wohl ein schweres Stück Arbeit für euch, Herr Junker?“

„Ich hätte ihn freilich lieber vom Rosse gerissen, und in die Felsenklucht hinuntergeworfen.“

Da eine Stunde lang nach dem letzten Ritter Niemand mehr kam, ging die Zugbrücke wieder in die Höhe.

„Dreizehn Ritter! Eine böse Zahl! Gebt Acht, Herr Junker! dieß bedeutet ein Unglück!“

„Gott verhüte es! Ich sah auch zwei Ritter- frauen und drei Edelräulein.“

„Und ich unter den dreizehn Rittern nicht weniger, als neun heimliche Raubritter, denen es gewiß ganz erwünscht sein wird, bei dieser Gelegenheit alles aus- spähen zu können.“

„Graf Robert hält alle Ritter für so rechtschaffen wie er selbst ist, sonst würde er sie nicht eingeladen haben.“

„Wenn nur keine Zeit kommt, wo er sein Ver- trauen theuer büßen muß.“

Bald hörte man Becher klirren; die Gäste labten sich zunächst mit Wein und Backwerk, um das Fest- essen leichter erwarten zu können, das von Mittag bis gegen Mitternacht zu dauern bestimmt war. Die Gräfin Hedwig und ihre Tochter Adelgunde unter- hielten sich gar freundlich mit den weiblichen Gästen,

und wiesen ihnen alles, was Damen bei solchen Gelegenheiten zu sehen wünschen. Die Ritter fanden ihr Vergnügen daran, die Rosse im schönen Marstalle zu bewundern. Graf Robert lobte den Schimmel des Ritters Dttmar.

„Ja, ein herrliches Ross,“ sagte dieser, „das aber Niemand reiten kann, als ich.“

„Warum?“

„Es läßt keinen andern Reiter aufsteigen, und geschieht dieß im Nothstalle, und verläßt es diesen, so erhebt es sich auf die Hinterfüße, schlägt rückwärts über, und erdrückt den Reiter, wenn er nicht früh genug aus dem Sattel kommt.“

„Was sagst du dazu, Sigmund?“ fragte diesen Graf Robert.

„Ich glaube nicht, daß mich ein Ross abwirft, daß ein Anderer reiten kann.“

„Wollt ihr's versuchen?“ höhnte Dttmar.

„Mit Vergnügen.“

Dttmar ließ seinen Schimmel satteln, und führte ihn selbst aus dem Stalle in den Burghof. Indem kamen alle Damen mit Adalgunde aus der Burg, um in den Garten nebenan zu gehen.

Sigmund sprang von rückwärts in den Sattel, und das Ross versuchte vergebens alles Mögliche, den Junker abzuwerfen; es konnte sich auch nicht auf die Hinterfüße stellen. Nach allerlei kunstvollen Reiterübungen schwang Sigmund sich aus dem Sattel und sagte lächelnd zu Dttmar:

„Euer Ross ist sehr gut abgerichtet, und bei weitem nicht so störrisch, als ihr meint.“

Darob ärgerte sich Dttmar.

„Ich wäre sehr begierig, von euch das Geheimniß zu erfahren, was ein Reiter zu thun habe, um im Sattel zu bleiben, wenn das Ross mit ihm über schlägt?“

„Ein Reiter muß es nicht so weit kommen lassen; geschieht es dennoch, so muß er es machen, wie ich.“

„Wie macht ihr es denn?“

„Es begegnete mir dieß nur ein einziges Mal in meinem Leben; da packte ich des Rosses Mähne mit beiden Fäusten, und mit einem Ruck brach ich ihm das Genick, daß es todt unter mir zusammensürzte, ich aber blieb im Sattel.“

„Unmöglich!“

„Ich habe es selbst gesehen, umgeben von mehreren Rkittern, die ich euch alle nennen kann,“ bezeugte Ritter Robert.

„Die Rosse haben bisweilen absonderliche Launen. Mein Rappe ist lammsfromm, läßt Jedermann aufsteigen; hat aber der Reiter nicht genau meine Führung, so wirft er ihn ab, bevor fünf Minuten vergehen, ohne überzuschlagen.“

„Das müßte ein sauberer Reiter sein!“ erwiderte Dttmar lachend.

„Beliebt es euch einen Versuch zu machen?“

„Recht gerne.“

Der Versuch wurde gemacht. Dttmar konnte bequem aufsteigen, zierlich die Damen grüßend; allein kaum durchritt er den halben Burghof, als der Rappe sich plötzlich, wie vom Wirbelwinde ergriffen, im Kreise drehte, dann auf allen Vieren zugleich bald rechts, bald links, bald rückwärts sprang; nach wenigen Minuten lag Dttmar im Sande, dem die Scham größere Schmerzen verursachte, als der Sturz.

Im Garten fragte Dttmar, unter Anderm, das Fräulein Adalgunde:

„Hat euch euer Vater schon gesagt, daß ich euch zur Braut erforen?“

„Wie heißet ihr, Herr Ritter?“

„Dttmar von Löwengrün.“

Die eingemauerte Nonne.

„Richtig; er nannte einmal diesen oder einen ähnlichen Namen. Vom Heirathen mag ich nichts hören; ich bleibe bei meinen Eltern, so lang sie leben, und dann werde ich Nonne zu Gnadenberg. Seid ihr nicht Schirmvogt dieses Nonnenklosters?“

Ottmar war bestürzt über diese sonderbare Frage, die ihn an ein begangenes Verbrechen erinnerte.

„Nein!“ antwortete er.

„Berzehl, ich muß wieder zu den Damen!“ sie eilte fort und ließ Ottmar stehen, der voll Argwohns und innerer Wuth war.

Das Festmahl mochte etliche Stunden gedauert haben, als plötzlich ein kaiserlicher Herold ansprangte, schleunigen Einlaß begehrte und erhielt. Er verbeugte sich vor den versammelten Rittern, und sprach:

„Kaiser Friedrich I. entbietet allen deutschen Rittern und wehrhaften Mannen seinen Gruß, und fordert sie auf, am Festtage Mariä Himmelfahrt dieses Jahres wohl beritten und bewaffnet in der Stadt Regensburg zu einem Kreuzzuge in das gelobte Land sich einzufinden, an welchem auch Philipp August, König von Frankreich und Richard I., König von England, Theil nehmen.“

Alle schwiegen.

„Mit eurer Erlaubniß, Herr Graf Robert von Kronenstein,“ sagte der Junker, „würde ich bei diesem Zuge mein Glück versuchen.“

Abelgunde erblaßte.

„Thu es, Sigmund und kehre als Ritter zurück.“

„Euer Name?“ fragte der Herold.

„Sigmund von Ehrenwald, Sohn eines tapfern Ritters, der aus dem gelobten Lande nicht mehr zurückkehrte.“

„Ehrenwald? Ich hörte aus dem Munde des Kaisers einst das größte Lob dieses Namens; Näheres weiß ich nicht. Und nun bitt ich auch um eure

Namen, ihr Herren Ritter, wodurch ich viel Zeit erspare, ohne euch auf euern Burgen belästigen zu müssen; denn ich muß mich über die aller Orten gemachte Meldung der kaiserlichen Botschaft ausweisen.“

Alle Ritter nannten ihre Namen, die der Herold, nebst jenem des Junkers, auf ein Pergamentblatt schrieb. —

„Nehmet jetzt Platz an der Tafel und labet euch, Herold!“ sagte Graf Robert, „und verweilet so lange in meiner Burg, als es euch beliebt.“

„Ich danke euch herzlich, Herr Graf! Ich habe große Eile und muß wieder fort, sobald mein Ross beschlagen ist, das bei dem scharfen Ritte ein Hufeisen verloren hat. Ueberzeugt euch selbst!“

Er zog das Hufeisen aus seiner Tasche, das durch die Hände aller Ritter ging. Zuletzt bekam es der Junker in die Hand.

„Wann die Nägel zu diesem Hufeisen nicht stärker sind, als dieses Hufeisen, so wundert es mich nicht, daß es vom Hufe fiel; ich will für ein besseres Hufeisen sorgen, denn das eurige ist zu schwach, Herold!“

„Zu schwach? Um! Ist's doch, als hättet ihr in eurem ganzen Leben kein starkes Hufeisen gesehen.“

„Da habt ihr euer starkes Hufeisen, Herold!“ erwiderte der Junker gelassen, brach es wie Glas entzwei, und legte dem Herold die beiden Stücke hin.

Alle Anwesenden staunten, die Raubritter mit grimmigem Neide; der Herold war wie aus den Wolken gefallen.

„So etwas hab ich noch nie gesehen!“ rief er staunend aus. „Ich werde es dem Kaiser melden, und zum Beweise ihm diese beiden Stücke vorlegen; er wird sich freuen, in seinem Heere einen so starken Kämpfer zu haben.“

„Da ihr gar so kräftig seid, Junker!“ ausriefte

Ritter Dttmar, „so möcht ich euch rathen, mit den Rittersporen zugleich auch eine Burg zu erobern, und sie nach dem Kreuzzuge heimzutragen; denn was ist ein Ritter ohne Burg?“

„Dieß wäre eine überflüssige Mühe für den Herrn Junker,“ bemerkte der Herold. „Der Kaiser gedenkt, nach seiner Heimkehr mit großer Macht allen Raubrittern zu Leibe zu gehen, und sie an die Zinnen ihrer Burgen hängen zu lassen, mit welchen er dann seine tapfersten Kämpfer belohnen will.“

Die Raubritter warfen einander scheue Blicke zu. Der sichtbaren Mißstimmung ein Ende zu machen, rief Graf Robert:

„Minnesänger, laßt doch ein Lied hören!“

Der ältere Minnesänger griff in die Saiten seiner Harfe, und sang:

Des Kaisers Ruf: „Auf ins gelobte Land!“
Nach einen tapfern Ritter willig fand,
Der auf der Fahrt zum großen Heereszug,
Den tiefsten Kummer in dem Herzen trug.
Der Ritter seine Ehefrau verlor,
Die fromm einst eine Wallfahrt sich erklor,
Doch heim in ihre Burg nicht wieder kam,
Ein Mörder ihr vielleicht das Leben nahm.

Und einen Sohn der Ritter ließ zurück,
Der seine Freude war, sein Vaterglück,
Den einem Diener er hat anvertraut,
Auf dessen Treue Felsen er gebaut.
Er selbst durch einen Mörder pilgernd fiel,
Auf seinem Wege zum ersehnten Ziel,
Durch Gottes Gnab ward wieder er gesund,
Wie ich erfuhr aus seinem eignen Mund.

In die Gefangenschaft gerleth er dann;
Treu seinem Glauben blieb der Rittersmann,

Und hoffet jetzt in harter Scalverei,
Durch Gottes Gnab zu werden wieder frei.
Drauf wird er wandern wieder zu dem Sohn,
Dem treuen Diener spenden großen Lohn,
Auf eigener Burg verleben seine Tag,
Wie Gott bereinst zu sich ihn nehmen mag.“

Nach der ersten Strophe dieses Liedes wendete der Junker, der vor innerer Bewegung kaum athmen konnte, seinen Blick nicht ab vom Ritter Allan, welcher diesen ruhig forschenden Blick nicht zu ertragen vermochte, voll Verlegenheit bald rechts und bald links schaute, bald blaß und bald roth wurde, und bald mit dem Messer spielte, bald mit der Gabel.

„Das ist ein wunderliches Lied!“ sagte Graf Robert. „Hast du es selbst gebichtet, Minnesänger?“
„Nein; ich lernte es vom Meister Theobald, der es zuerst am kaiserlichen Hoflager sang.“

„Ganz recht,“ versetzte der Herold, „von diesem Theobald hörte ich selbst dort jenes Lied, und nun erinnere ich mich sehr gut, bei der nämlichen Gelegenheit den Kaiser den Namen Ehrenwald rühmen gehört zu haben.“

„Ja, so nannte ihn auch Meister Theobald,“ bemerkte der Sänger des Liedes, „als ich ihn fragte, ob er den Ritter nicht kenne, von dem das Lied Kunde gebe.“

„Was sagst du zu dieser Geschichte, Sigmund?“ fragte Graf Robert.

Ruhig antwortete der Junker:

„Gottes Wege sind unerforschlich!“

Die eingetretene allgemeine Stille war dem Grafen Robert peinlich. Um neues Leben in der Versammlung anzuregen, sprach er:

„Es ist Zeit, daß ich jetzt den Ehrentunk auf meine werthen Gäste ausbringe. Sigmund, hole den

Ehrenpokal, und fülle ihn bis zum Rande mit meinem edelsten Weine!"

"Ich habe ihn bereits gefüllt, Herr Graf, und kann ihn sogleich kredenzen."

Er ging in ein Nebengemach, wo der Ehrenpokal auf einem Credenzfische stand.

In dem Augenblicke, da Sigmund den Brunsaal verließ, neigte der Burgvogt, zur Bedienung des Grafen hinter dessen Stuhle stehend, seinen Kopf zum rechten Ohr seines Gebieters, und flüsterte:

"Trinkt nicht aus dem Ehrenpokale, Herr Graf! Der Junker Sigmund hat Gift hinein gethan."

"Warum?" fragte der Graf eben so leise, aber mit unsterblicher Ruhe.

"Vermuthlich um das Haupthinderniß seiner Liebe zu Fräulein Adelgunde aus dem Wege zu räumen."

Der Graf schwieg.

Im Nebengemache trat Löffel zu dem Junker und meldete ihm:

"Von der Ecke aus, zwischen der angelweit geöffneten Thüre und der Wand, belauschte ich den Burgvogt, wie er eben ein weißes Pulver, wahrscheinlich Gift, in den vollen Ehrenpokal schüttete, und dann mit ängstlichen Blicken hinaushuschte. Ich goß den Wein durch das Fenster in die Felsenschlucht hinunter, reinigte den Pokal sorgfältig, und füllte ihn wieder. Ihr werdet nun wissen, Herr Junker! was ihr zu thun habet."

Sigmund brachte den goldenen Ehrenpokal auf einer goldenen Platte, und stellte ihn mit einer anmuthigen Verbeugung vor dem Grafen hin, der einen Augenblick schwieg, und dann sagte:

"Ich habe mich anders besonnen, und will dir, lieber Sigmund! für die vielen und wichtigen Dienste, die du mir schon geleistet hast, am heutigen Festtage

die Auszeichnung gewähren, statt meiner, aber in meinem Namen, den Ehrentrunk auszubringen."

Der Burgvogt drückte halb seine Augen zu, um unbemerkt einen triumphirenden Blick des Einverständnisses mit Kilian wechseln zu können. Dieser Blick war aber dem Junker nicht entgangen.

"Mein edler, väterlicher Wohlthäter," erwiderte Sigmund mit einer tiefen Verbeugung, „was ich bisher für euch geleistet habe, war nur meine Pflicht der Dankbarkeit, und so unbedeutend, daß ich durch die Annahme einer so hohen und unverdienten Auszeichnung die schuldige Bescheidenheit zu verletzen fürchten müßte."

Der Graf faßte erst jetzt einen festen Verdacht gegen den Junker, dessen bescheidene Ablehnung der Auszeichnung er für die Ausflucht eines schuldbeuften Gewissens hielt.

"Ich will es! Trinkt!" sprach der Graf mit einem ernstern Blicke, über welchen Adelgunde ahnungsvoll erschrad.

Lächelnd ergriff der Junker den Ehrenpokal, begann den herkömmlichen Spruch, und trank dann auf einen Zug den Pokal so völlig, daß er die Nagelprobe bestand, und aus dem umgestürzten Pokale kein Tropfen mehr auf den Daumnagel der linken Hand des Junkers floß. Hierauf dankte er für diese Auszeichnung mit den zierlichsten Worten dem Grafen, der ihn mit sichtbarer Rührung liebevoll an seine Brust drückte.

Inzwischen war der Burgvogt Fabian durch eine nahe Seitenthüre fortgeschlichen, über die Treppe hinunter und über die Brücke hinaus in den Wald geeilt. Kilian und seine Genossen fanden es nach diesem mißlungenen Streiche nicht mehr recht gefeuer auf Kronenstein, und machten sich bald darauf mit allen übrigen Gästen auf den Heimweg.

Der Herold war schon eine Stunde früher, vom Grafen reich beschenkt, fortgeritten.

In einer geheimen Unterredung erzählte der Junker dem Grafen alles, was er über den Burgvogt, über Kilian und dessen Raubgefährten wusste, und rieth ihm, die Burg Kronenstein stärker befestigen, und von einer größeren Zahl von Keisigen vertheidigen zu lassen, da die Raubritter ohne Zweifel früher oder später einen Angriff oder Ueberfall der Burg versuchen würden. Von seiner Liebe zu Abelgunde aber schwieg er strenge.

Der Hungerturm.

Ein Stündchen von Burg Kronenstein entfernt, stand im Walde eine fünfhundertjährige Eiche von ungeheurem Umfange. Ein aus Holz geschnitztes, wunderthätiges Marienbild saß in einer Höhlung dieser Eiche, und auf dem roh gezimmerten Hestuhle vor demselben sah man bisweilen einsame Wanderer ein kurzes Gebet verrichten, die sich zugleich aus einer frischen Quelle, die aus einem Felsen neben der Eiche rieselte, einen frischen Labetrunk schöpfen konnten.

Sigmund hatte, seitdem er sich auf der Burg Kronenstein befand, ein absonderliches Vertrauen zu diesem Gnadenbilde, das er an jedem Sonnabende, so lange der Burggarten Blumen spendete, mit diesen lieblichen Kindern der Natur schmückte; dann kniete er sich immer auf den Betteschemmel hin, und verrichtete ein andächtiges Gebet, in welchem er sich dem Schutze der Mutter Gottes empfahl.

Am nächsten Sonnabende nach dem erzählten Festgelage, kniete Sigmund unbewaffnet wieder an jener frommen Stätte und bat in seiner stillen Andacht:

„Liebe Mutter Gottes, du bist meine einzige Zuflucht. Komm mit zu Hilfe mit einer himmlischen Eingebung, wie ich es angehen muß, meine arme,

herzlich geliebte Mutter aus den Klauen des Raubritters zu erlösen, in dessen Gewalt sie schmachtet!“

Plötzlich wurde er, mittelst einer um seinen Hals geworfenen Schlinge rückwärts zu Boden gerissen, und erkannte noch im Sinken Kilian und den Burgvogt Fabian, und ringsumher eine große Anzahl von Knechten. Schnell wurden ihm die Augen verbunden, seine Hände und Füße mit Stricken fest zusammengeschnürt; dann warfen sie ihn auf einen Wagen und fuhren schnell mit ihm davon. Er zweifelte nicht an seinem baldigen, unvermeidlichen, vielleicht qualvollen Tode; dennoch murrte er nicht gegen die heilige Mutter Gottes, die ihm für sein andächtiges Gebet einem so schrecklichen Schicksale überlasse, was viele hundert Kleingläubige an seiner Stelle gethan hätten, sondern dachte sich:

„Meine liebe Gottesmutter weiß besser als ich, was zu meinem Frommen ist.“

Es ereignet sich gar oft im Leben eines Menschen, daß ihm etwas begegnet, was er jammernd für ein großes Unglück hält, und später zeigt es sich, daß es gerade zu seinem Glücke war.

Nach etwa zwei Stunden, während welcher der Junker kein Wort reden hörte, merkte er an der Bewegung des Wagens, daß es bergaufwärts gehe. Oben angekommen hielt der Wagen stille. Der Junker wurde auf eine Traghahre gelegt.

„Wohin?“ fragte eine Stimme, die dem Fabian angehörte. Die Antwort hörte Sigmund nicht. Bald darauf blieb die Traghahre stehen; man zog ein Seil zwischen den Schultern des Junkers durch, und hob ihn in die Höhe; jetzt knarrte eine eiserne Thüre in ihren rostigen Angeln; eine moderige Luft wehte dem Junker aus einem felsigen Abgrunde entgegen, in welchen er hinuntergesenkt wurde. So wie er den Boden erreicht hatte, entschlüpfte das Seil seinen

Schultern, in die Höhe schnellend; Sigmund hörte ein höhnisches Gelächter; eine eiserne Fallthüre donnerte zu, und rings umher war das Schweigen des Grabes.

Der Junker spürte, daß er auf Knochen lag, vermuthlich Gebeine von unglücklichen Gefangenen, die vor ihm in diesem Burgverließe elendiglich zu Grunde gingen. Er schauderte, aber ohne zu verzweifeln, ohne sein festes Vertrauen auf die heilige Mutter Gottes zu verlieren. Vergebens versuchte er, seiner Bande sich zu entledigen; es war ihm unmöglich, ungeachtet seiner außerordentlichen Kraft. Vor Ermüdung schlief er endlich ein. Gegen Mitternacht weckte ihn ein dumpfes Geräusch in einer Ecke des Abgrundes, und er erblickte mit Verwunderung hinter wildem, verschlungenen Gestrüppe ein großes blißendes Auge, dessen Widerschein den öden Raum ein wenig erhellte. Das Auge kam immer näher, und nun bemerkte der Junker, daß es eine kleine Blendlaterne sei, getragen von einem kleinen, geauköpfigen Knirpse oder Zwerge, der an seiner linken Seite ein Schwert hatte, größer, als er selbst, und zwei Schritte vor dem Junker stehen blieb, um einen scharfen Dolch aus seinem Gürtel zu ziehen.

Der Junker glaubte, daß der Alte jetzt ihn, den Wehrlosen, ermorden wolle.

„Was hab ich dir gethan, daß du mich umbringen willst?“ fragte er ihn.

„Umbringen? Träumt euch, Junker Sigmund? von euren Banden will ich euch befreien.“

Und er durchschnitt sie an Händen und Füßen und freudig sprang der Junker empor.

„Kennst du mich denn, Alter?“

„Ich hörte in dieser Burg davon reden, daß man euch fangen wolle, und in diesem Hungerturm ver-

modern lassen, und als man euch heute brachte, wurde euer Name genannt.“

„Warum stehst du mir hilfreich bei?“

„Weil auch ihr euch meines Freundes angenommen habet.“

„Wer ist dieser Freund?“

„Der Töffel zu Kronenstein.“

„Ah! Du bist also dersjenige, von dem mir der wackere Töffel so viel Gutes erzählt, welcher mir seitdem schon große Dienste erwiesen hat. Wenn ich, mit Gottes und der heiligen Jungfrau Gnade jemals ein besseres Loos finde, werde ich nicht vergessen, euch Beide dankbar zu belohnen.“

„Daran zweifle ich nicht.“

„Dein Name?“

„Ivo. Nun werdet ihr wohl errathen, daß ihr auf Kilians Burg Krötenfeld seid?“

„Das hab ich mir gleich gedacht.“

„Hier bring ich euch ein Schwert, Herr Junker! einen Krug Wein und Brod, und dieses Brecheisen. Und nun merket wohl, was ich euch sage. Ich könnte euch auf der Stelle die Freiheit verschaffen, aber nebenan im Kerker ist noch eine Person, die ihr mitnehmen müßt, — eure Mutter.“

„Meine Mutter! Gott im Himmel!“

„Stille, Herr Junker! Sie ist wohl, und von mir gut verpflegt. Ich muß sie auf euch und ihre Befreiung erst vorbereiten. Sobald ihr drei Schläge an die Mauer, hier zu eurer Linken höret, so beginnt mit eurem Brecheisen die Steine herauszubrechen; sind die ersten drei oder vier herausgefallen, so seid ihr in einer halben Stunde mit einer Oeffnung fertig, durch welche eure Mutter zu euch kommen kann. Ich werde ihr ein Tränklein bringen, das sie heiter und kräftig macht; so etwas wissen nur wir Kobolde aus heilkräftigen Pflanzen zu bereiten. Ist sie bei euch, so

säumet nicht, die Blendlaterne, die ich bei euch lasse, zu nehmen, und in dem geheimen, nur mir bekannten Gange fortzukriechen, aus dem ich hieher gekommen bin. Ihr gelanget in einer Viertelstunde in den Wald und unter Felsentrümmer an das Tageslicht. Dort erwarte ich euch als Wegweiser, wohin ihr wolleet. Dieser Gang ist übrigens nur ein Schlund, durch welchen Bären und Wölfe ihre Beute in diesen Hungerthurm schleppen, worin sie gewiß auch die Gefangenen viel früher zu fressen pflegen, als der Hunger sie tödtet. Doch seid unbesorgt! sie sind feige Thiere, die vor dem Lichte der Blendlaterne die Flucht ergreifen würden. Vor acht Tagen würde Niemand mehr aus der Burg nach euch umschauen. Morgen seh ich euch wieder. Gute Nacht!"

Sigmund war zu aufgereggt, um schlafen zu können. Er hörte in der stillen Nacht seine Mutter beten, kniete nieder, und betete für sie. Am Mittage des andern Tages vernahm er das verabredete Zeichen, und begann die Arbeit des Durchbrechens der Mauer, die in einer kleinen halben Stunde vollendet war. Die Wonne des Wiedersehens von Mutter und Sohn vermag keine Feder zu schildern. Die Flucht gelang, obgleich mit großer Mühe für die Mutter des Junkers. Am Ausgange im Walde erwartete sie schon ihr Ketter, der Kobold Ivo, dem Beide ihren innigsten Dank ausdrückten, und reichen Lohn versprachen.

Eine Schwester der nun befreiten Burgfrau von Ehrenwald war Abtissin im Kloster Engelzell, wo sie bis zur Rückkehr ihres Sohnes aus dem gelobten Lande ihren Aufenthalt zu nehmen wünschte. Dort hin geleitete Ivo auf heimlichen Wegen Mutter und Sohn und trug, nach dem Wunsche Beider, um in der Nähe der heiligen Frau bleiben zu können, in die Dienste des Schirmvogtes dieses Klosters, eines brau-

ven, tapferen und mächtigen Ritters. Von seiner Mutter gesegnet, machte sich der Junker auf den Weg nach Kronenstein, vergaß aber nicht, zuvor bei der Mutter Gottes in der Waldeiche sein innigstes Dankgebet für die so schnell und so wundersam gespendete Hülfe zu verrichten.

Die gräfliche Familie war eben so erstaunt über sein gefährliches Abenteuer, als erfreut über den glücklichen Ausgang desselben, der ihrer großen Besorgniß um sein Leben ein baldiges Ende gemacht hatte. Niemand fühlte sich dadurch glücklicher, als Adalgunde und der gute, treue Löffel.

Der Junker verweilte noch 14 Tage lang in der Burg; dann nahm er, in Beatens Gegenwart, einen zärtlichen Abschied von der weinenden Adalgunde, empfahl sie der besondern Obhut Löffels, dem er herzlich die Hand drückte, sagte dem Grafen und der Gräfin, für alle Wohlthaten dankend, sein Lebewohl, und trabte, vom Grafen reichlich ausgestattet, über die Zugbrücke hinaus nach Regensburg. Auf der Zinne des Wartthurmes stand Löffel, und schwenkte sein Mützchen grüßend, so lange er den Junker sehen konnte; Adalgunde winkte ihm mit ihrem gestickten Taschentuche zu, mit dem sie ihre zahllosen Thränen trocknete.

Die Belagerung.

Auf die Nachricht, daß Sultan Saladin den Christen Jerusalem wieder entrissen habe, und auf die Ermahnungen des Papstes, unternahm Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart, mit einem Heere von hundert und fünfzigtausend Mann, ohne viele tausend Freiwillige zu rechnen, den dritten Kreuzzug, vor dessen Antritte im Jahre 1187 er einen Landfrieden in Deutschland geboten hatte. Der griechische Kaiser zu Konstantinopel hatte sich mit Saladin und dem Sul-

tan von Iconium insgeheim verbunden, und suchte den Marsch der Deutschen zu hindern. Aber Friedrich, in dessen unmittelbaren Umgebung Sigmund war, der sich ihm vorgestellt hatte, und in Folge einer früheren Schilderung durch den zu Kronenstein gewesenen Herold, die beste Aufnahme fand, bahnte sich glücklich einen Weg nach Asten, erhielt zwei Siege über die Türken bei Iconium, vorzüglich durch die Einsicht und Rathschläge des Junkers Sigmund, den er nach der zweiten Schlacht noch auf dem Schlachtfelde eigenhändig zum Ritter schlug, brang in Syrien ein, stiftete hier den deutschen Orden, und ernannte Sigmund zu einem Comthur desselben. Der ursprüngliche Zweck dieses Ordens war, die christliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Die Ordenskleidung bestand in einem schwarzen Kleide und weißem Mantel, auf welchem ein schwarzes Kreuz an einem silbernen Bande getragen wurde.

Den Königen von Frankreich und England gelang es, die feste Hafenstadt Akre am Mittelmeere, am Berge Carmel, zu erobern, welche bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das feste Bollwerk der Christen im Orient blieb. Aber wegen der Uneinigkeit dieser beiden Könige, und der gegenseitigen Feindschaft ihrer Krieger, konnte der letzte Kreuzzug nicht länger fortgesetzt werden. Kaiser Friedrich befahl, ein befestigtes Lager zu schlagen, um seine Streiter vor der Rückkehr ausruhen zu lassen. Nach fünf Tagen blieben alle Zufuhren im Rücken des Heeres aus, was den Kaiser überzeugte, daß ihm der Rückzug abgeschnitten sei. Selbst einige Boten mit wichtigen Nachrichten aus Deutschland, konnten nur auf Umwegen zu ihm gelangen. Kein Spion kehrte mehr zurück, um zu melden, wo der Feind stehe, und wie zahlreich er sein könne.

In dieser mislichen Lage beschloß Friedrich, durch einen großen, bewaffneten Späherzug sich Gewißheit zu verschaffen, dessen Anordnung und Anführung er dem tapfern Sigmund übertrug. Dieser wählte 200 muthige Ritter und 100 Reifige, welche Wein in Schläuchen, Brod und Pferdefutter, für einige Tage genügend, mit nehmen mußten. Der Kaiser selbst nahm Theil an diesem kühnen Zuge in der Tracht eines Reifigen, auf die dringende Bitte Sigmunds, der ihn vergebens gebeten hatte, bei dem Heere zu bleiben. Sie waren durch einen ausgedehnten Wald geritten, und nach 2 Stunden auf eine breite Ebene gekommen, auf welcher sie links, in einer Entfernung von etwa 1000 Schritten, eine große Moschee erblickten, eine türkische Kirche, aber nirgends einen Feind. —

Schon wurde ein stilles Zeichen zur Umkehr gegeben, als von den beiden Spitzen des Waldes, mit dem furchtbaren Geheule: „Allah! Allah!“ eine mächtige Anzahl Feinde heransürmten, in der Absicht das Häuflein der Christen zu umzingeln, und in Stücke zu hauen.

„Wir nach, dorthin in die Moschee!“ rief Sigmund, und der ganze Zug brausete diesem einzigen vorläufigen Rettungsorte zu, bei welchem eben auch mehrere christliche Sklaven mit der Ausbesserung der einfachen, aber hohen schadhastigen Ringmauer beschäftigt waren, und hinter dieselbe eilten, als der kaiserliche Zug heransprengte, dessen letzte Reifige gerade noch Zeit fanden, den nächsten Ungläubigen, die ihnen schon dicht auf der Ferse waren, das gewaltige eiserne Thor vor der Nase zuzuschlagen. Die Entweihung der Moschee durch die „Christenhunde“ machte die Ungläubigen rasend. Sie unternahmen nacheinander fünf gewaltige Angriffe, die alle an der Tapferkeit der Belagerten scheiterten. Sigmund focht an der

linken Seite des Kaisers, dessen Leben er mehr schützte, als sein eigenes. Eben hatte er sich rechts gewendet um mit seinem Schwerte dem bedrängten Kaiser Luft zu verschaffen, als ein Ungläubiger, der sich über die Leichenhaufen auf die Mauer geschwungen hatte, einen mächtigen Hieb gegen Sigmunds Hals führte, der den Blitz des krummen Säbels sah, aber zur Abwehr zu spät gekommen wäre, hätte nicht glücklicherweise ein Kämpfer neben ihm die todbrohende Hand abgehauen. Ein flüchtiger Blick nach seinem Retter, und er erkannte in diesem seinen — Vater, einen der christlichen Sklaven, die an der Ringmauer der Moschee gearbeitet, und nun herrenlose Waffen gegen ihre Unterdrücker ergriffen hatten, um als Befreier des Erlösers für das heilige Kreuz zu kämpfen.

„Vater! — Sohn!“ waren die einzigen Worte bis zur einbrechenden Nacht, die erst dem blutigen Kampfe ein Ende machte.

Die Feinde wurden von den Christen nicht gehindert, ihre Todten fortzuschleppen, weil nur auf diese Art die gefährlichen Folgen rascher Verwesung in großer Hitze zu verhüten waren. Die noch kräftigere Hälfte der Streiter blieb kampfbereit unter den Waffen, bis die andere Hälfte durch Speise, Trank und zweistündige Ruhe sich zur Ablösung gestärkt hatte.

Sigmund stellte seinen wiedergefundenen Vater dem Kaiser vor, der ihm huldvoll Glück wünschte, einen so tapfern Sohn zu besitzen. Ritter Dietrich erzählte, er sei, nur noch eine Tagereise vom Kreuzheere entfernt, durch einen wahrscheinlich gedungenen Mörder, in welchem er Kilians Burgvogt Fabian deutlich erkannte, mit einem Bolzen vom Halse geschossen, jedoch nur am Arme getroffen und später wieder geheilt worden. Der Mörder habe ihn für todt gehalten, und sei eiligst entflohen, er selbst aber sei nach mehreren Schlachten in die Gefangenschaft

der Ungläubigen gerathen. Die von Kilian vorgewiesene Vermächtnisurkunde erklärte er als unächt, und für einen schändlichen Betrug. Bei der Nachricht Sigmunds, daß er die noch lebende Mutter aus Kilians Gewalt gerettet habe, brach Ritter Dietrich in Freudenthränen aus, und fiel auf die Knie, um Gott zu danken.

Der Kaiser war tief gerührt. Er lobte noch ganz besonders die Vorsicht Sigmunds, für die Verpflegung der Kämpfer gesorgt zu haben. Am zweiten Tage geschah kein Angriff, aber der Feind blieb in einem fernen Halbkreise sichtbar. In der Nacht wurde Kriegsrath gehalten.

„Was ist deine Meinung, Sigmund?“ fragte der Kaiser.

„Daß uns die Feinde nicht mehr angreifen, sondern aushungern wollen, was ihnen bald gelingen wird, weil unser Vorrath nur noch für morgen hinreicht.“

„Also müssen wir uns in dieser Nacht, oder längstens nach Tagesanbruch, zum Heere durchschlagen,“ erwiderte der tapfere Kaiser.

„Das geheiligte Leben Eurer Majestät, das mit dem Wohle von Millionen Menschen unzertrennlich verbunden ist, darf einer solchen Gefahr nicht preisgegeben werden,“ sagte Sigmund. „Es gibt noch ein anderes Mittel: ich allein will es versuchen, zu unserm Heere zu gelangen, ohne Harnisch und mit ungewappneten Hufe, um mich frei bewegen zu können, und meinen flüchtigen Renner nicht in seinem Fluge zu hindern. Ich nehme nur Schwert, Dolch und Schild mit. In zwei Stunden kann ich dort sein, in wenigen Stunden mit der Kette zurück; haltet euch nur kurze Zeit lang gegen die Angriffe der Feinde, die alsbald beginnen können, wenn es mir gelingt, ihnen zu entkommen.“

Die eingemauerte Nonne.

„Wenn du aber getödtet wirst?“ fragte der Kaiser erstaunt über diese Kühnheit.

„Dann sterb ich als ein treuer Ritter für meinen geliebten Kaiser und Herrn.“

Das letzte Mittel.

Mit dem Segen des Vaters sprengte Sigmund bei andrechendem Tage durch das eiserne Thor hinaus und sah, daß auf dem Wege, wohin er reiten wollte, an der Spitze einer Schaar von 200 berittenen Ungläubigen, ein riesengroßer, furchtbar ausschender Reiter auf ihn lossprenge, in der Meinung, daß Sigmund, nach der damals üblichen Sitte, zum Zweikampfe herausfordere. Sie stießen aufeinander. In dem Augenblicke, da der Riese seinen Säbel schwang, um dem Sigmund das Haupt zu spalten, führte dieser einen Hieb von unten aufwärts, der unter dem aufgehobenen Arme des Gegners hineinzischte, und durch den Hals unter dem linken Ohre herausfuhr, so daß der Kopf mit dem rechten Arme in den Sand rollte, und das erschreckte Ross mit dem blutenden Rumpfe zu der Schaar seines Herrn zurückfloß, unter dem donnernden Jubelgeschrei der Christen in der Moschee von Sigmund verfolgt, der sein blutriesendes Schwert drohend emporhielt. Vor Entsetzen über diese unerhörte That, und über den gespensterhaften Anblick, daß ein Lebendiger einen Todten verfolge, stob die Schaar des gefallenen Anführers auseinander, und Sigmund slog mitten durch sie hindurch, und erreichte glücklich das Lager des christlichen Heeres.

Im Namen des Kaisers ließ Sigmund sogleich 6000 der schnellsten Reiter aufsitzen, und befahl, das Lager abzubrechen und mit dem gesammten Heere in einem Eilmarsche nachzurücken. Das schon von weitem hörbare Donnern der Hufe verlieh dem Christenhäuflein, dem schwer bedrängten in der Moschee,

neuen Muth. Denn rache schnaubend waren nach Sigmunds Helldthat Tausende herangestürzt, und der Kampf wurde fast nur noch im Innern der Moschee geführt. Die Reiter kamen gerade noch zur rechten Zeit. Sie begannen ein gräßliches Mähen der Türkenköpfe. Der Kaiser blutete aus zwei Wunden; von einer Erhöhung herab bückte sich ein Feind, um ihm den Dolch in den Nacken zu stoßen; aber Sigmund spaltete dem Feinde den Kopf. Alle Eingedrungenen fielen unter den Schwertern der Christen, die wegen der großen Haufen von Leichen die Moschee verlassen mußten, welche sie den Flammen übergaben. Kaiser Friedrich übernachtete in seinem Zelte, in der Mitte seines eingetroffenen Heeres, lud zum Abendessen Sigmund und dessen unverlegt gebliebenen Vater, und zwölf der vornehmsten Ritter unter seinen Rketttern.

Eines Tages wurde Sigmund in das Zelt des Kaisers beschieden.

„Lieber Ritter Sigmund,“ sagte Friedrich zu ihm, „ich habe dringende Klagen aus Deutschland erhalten, daß dort der Landfriede von Raubrittern, die ihr Unwesen wegen er als jemals treiben, auf eine freche Weise gebrochen wird. Nimm diese beiden verschlossenen Urkunden, die du erst in der deutschen Heimath öffnen darfst, kehre sogleich mit deinem Vater zurück, und trachte nach Kräften, daß dortselbst Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt werde. An dir erkenne ich den Mann, der Recht mit Gerechtigkeit paart!“

Mitten im Vierecke seines Heeres hielt der Kaiser Musterung; hier umarmte er öffentlich Sigmund, küßte ihn auf die Stirne, und schmückte ihn mit der prächtigen goldenen Halskette, auf welcher das Bildniß und Reichswappen des Kaisers zu sehen war, und die er von seinem eigenen Nacken nahm. Sigmund sank dem Kaiser dankend zu Füßen. Hierauf

ließ der Kaiser den Vater und Sohn durch zweitausend auserlesene Reiter bis an das Ufer des Meeres geleiten. Leider sah Sigmund den Kaiser nie wieder, der, mitten unter glücklichen Erfolgen, am 10. Juni 1190 starb, nach einer achthunddreißigjährigen Regierung, bei Tarsus in Cilicien; nachdem er sich in dem Cydnus (Salepe) gebadet hatte; oder, wie Andere erzählen, mit dem Rosse in den Fluß gestürzt war.

Schlimme Neuigkeiten.

Ohne Abenteuer gelangten Sigmund und sein Vater nach Deutschland. Wenige Stunden vor der Burg Kronenstein trennten sie sich; der Vater eilte rastlos zum Kloster Engelzell in die Arme seiner geliebten Ehefrau, der Sohn zu Abelgunden, um ihrem Herzen voll Sehnsucht den Trost des Wiedersehens zu bringen. Er kehrte in der einfachen Tracht zurück, in welcher er sie verlassen hatte. Etwa eine Stunde vor der Burg ritt er durch einen Wald, wieder zum Muttergottesbilde, wo er der heiligen Jungfrau für ihren mächtigen Schutz im gelobten Lande dankte.

Raum war er hundert Schritte fortgeritten, als er eine Stimme von oben hörte:

„Gut, lieber Herr Junker, schneidet mich los!“

Mit Erstaunen sah dieser, daß der gute Töffel mit einem Stricke um den Hals hoch oben an einem hervorragenden Aste hing.

„Armer Töffel, in welcher Lage muß ich dich wieder treffen!“ rief Sigmund, stieg sogleich zu dem Gehenkten hinauf, und schnitt ihn mit dem Dolche los. Als sie Beide wieder auf den Boden standen, fragte ihn Sigmund:

„Wie bist du denn da hinaufgekommen, guter Alter?“

„Gottlob, daß ihr wieder gesund heimgelommen seid, und mich noch zur rechten Zeit angetroffen ha-

bet! Ich hange schon sieben Tage lang da; es thut mir nichts, wie ihr wisst, aber es ist recht langweilig. Gebet Acht, was ich euch erzähle, denn es hat große Eile. Vor sieben Tagen ritt Herr Graf Robert mit Abelgunden allein auf die Jagd. Ihr Ross wurde scheu, sprang seitwärts in den Wald und war mit dem Fräulein verschwunden. Der jammernde Herr Graf Robert holte sogleich alle seine Reifigen und Knechte, und durchstöberte mit ihnen den Wald und die ganze Gegend weit umher; keine Spur vom Fräulein! Ich schlich auch suchend im Walde umher, fiel dem Fabian und einigen Spießgesellen derselben in die Krallen. Fabian ließ mich sogleich aufknüpfen, und lachte schadensfroh dazu. Heimlich lachte ich auch, weil ich wußte, daß sie sich eine vergebliche Mühe machten. Heute Früh ruhten zwei Männer unter diesem Baume, aus deren Gespräche ich vernahm, daß sie Klostersknechte von Gnadenberg waren, welches sie aus Abscheu vor dem dortigen lasterhaften Treiben verließen. Dittmar hatte alle Nonnen in den Klosterkerker stecken, und dafür lauter liebevolle Dienerinnen als Nonnen kleiden lassen, um nicht mehr nöthig zu haben, reiche Fräulein, welche nach diesem Kloster zogen, um dort den Schleiher zu nehmen, auf ihrem Wege dahin rauben zu müssen, was zu viel Aufsehen mache. Dieser Dittmar hatte auch kürzlich das Fräulein Abelgunde von Kronenstein geraubt, nach Gnadenberg geschleppt, und da sie seinen schändlichen Anträgen tugendhaft widerstand, sie aus Spott als Nonne kleiden, und vorgestern, mit einem Krüge Wasser und einem Stücke Brod — lebendig einmauern lassen!“

„Heiliger Gott!“ rief Sigmund, sprengte wie rasend nach Kronenstein und gebot, ohne zuvor den Grafen Robert zu begrüßen, ohne seine Erlaubniß zu erlangen, gerade als ob er nie fortgezogen wäre, und

noch wie ehemals im Namen des Burgherrn zu befehlen habe, sogleich aufzustehen, nebst ihren Waffen auch Aerte und Stricke mitzunehmen, und ihm zu folgen. —

„Du bist's Sigmund!“ rief ihm der Graf Robert von einem Bogensfenster zu, an das ihn der tosende Lärm im Burghofe gelockt hatte; „woher? wohin? was willst Du?“

„Eure Tochter retten, wenn's nicht zu spät ist!“

Und wie ein Sturmwind flog er mit den Reissigen zur Burg hinaus, von denen einer auf dem Wege den heimeilenden Töffel auf seine Bitte hinter sich auf das Ross genommen hatte.

Vergeltung.

Alle Ausgänge des Klosters Gnadenberg wurden besetzt, das Thor mit Aerten eingehauen, und im Speisesaale, mit den als Nonnen gekleideten lieblichen Dirnen zehend, Otmarr, Kilian und Fabian überfallen, zu Boden geworfen und gebunden.

„Hängt alle Drei an den nächsten Baum!“ befahl Sigmund.

„Das will ich besorgen helfen,“ erwiderte Töffel, hinter den Reissigen hervortretend, „und besser als du, schurkischer Ostmischer Fabian! Freue dich, ich habe deine neuen Stricke mitgebracht!“

Fabian schrie laut auf bei seinem Anblicke; er glaubte, das Gespenst des längst gehentten Töffel zu sehen.

„Und dir, Burgdieb Kilian, sage ich, daß der Ritter Dietrich von Ehrenwald zurückgekehrt ist, dessen Sohn Sigmund von deinem Hungerturme aus, in welchen du ihn werfen ließest, selbst seine Mutter aus deinen Krallen befreiet hat.“

„In der Hölle, in welche du nun fährst, elender Otmarr! wirst du keine Fräulein mehr rauben und

einmauern, und der Junker Sigmund wird das schöne Fräulein Adelgunde heirathen, und glücklich mit ihr leben als ein mächtiger, mannlicher Ritter.“

Drauf wurden alle Drei hinausgeschleppt, und aufgetnüpft. Um Fabians Hals schlang Töffel selbst den Strick, und half spottend an demselben ziehen.

Inzwischen hatte Sigmund alle Nonnen in ihr Schlafgemach treiben lassen, und sagte hier zu ihnen:

„Ich will euch das Leben schenken, wenn ihr den Ort zeigt, wo vorgestern das Fräulein Adelgunde von Kronenstein eingemauert wurde; wo nicht — werdet ihr lebendig verbrannt.“

Gerne führten sie ihn an jene Stelle. Die Mauer wurde vorsichtig geöffnet, und Adelgunde gerettet, die bereits durch die schlechte Luft todtbleich geworden, übrigens noch kräftig schien, und bei dem Anblicke ihres Retters Sigmund in einen Freudenschrei ausbrach. Sigmund führte sie im Triumphe in die Arme ihrer Eltern zurück. Ritter Dietrich und seine Ehefrau hatten ihre Burg Ehrenwald wieder bezogen und erschienen nach einigen Tagen zum Besuche auf der Burg Kronenstein, um dem Grafen Robert für alle Wohlthaten zu danken, die er ihrem Sohne erwiesen hatte. Acht Tage später kamen vier edle Ritter nach Kronenstein, und warben im Namen des Herzogs von Rheingau um die Hand seiner Tochter Adelgunde, die er ihnen freudig zusagte, in der Meinung, dadurch seine Tochter ganz nach ihrem Wunsche glücklich zu machen. Aber als ihr es der Vater hinterbrachte, eilte sie trostlos zu Sigmund, der noch immer verschwiegen hatte, daß er Ritter geworden sei, und bat ihn um Rath.

„Am Besten ist's,“ antwortete Sigmund, „wenn ihr dem Herzoge in einer geheimen Unterredung gesteht, daß ihr ohne Wissen eures Vaters schon liebt, daß ihr auf seine großmüthige Verzichtleistung ver-

trauet; wo nicht, so wollet ihr den Schleier nehmen, wodurch jedes gegebene weltliche Wort ehrsam gelöst sei.“ Adalgunde hoffte noch; aber der Gedanke, den Schleier zu nehmen, anstatt Sigmund, fiel ihr schwer auf's Herz.

An dem Tage, da Sigmund seine Eltern von Kronenstein nach Ehrenwald heimgeleitete, 2 Stunden später, ritt der Herzog von Rheingau, in einer silbernen Rüstung, auf einem prächtigen Schimmel, in den Burghof von Kronenstein, gefolgt von vielen edlen Rittern, alle wie der Herzog mit geschlossenen Visiren. Dieser wurde im Prunkgemache feierlich empfangen. Adalgunde bat den Herzog um geheimes Gehör. Der Herzog schüttelte verneinend den Kopf.

„Gebt euch keine Mühe, wenn ihr etwa einen Andern liebt, Fräulein,“ sprach ein Ritter zur Linken des Herzogs, „und den Herrn Herzog bereben wollet, das Jawort eures Vaters zurückzugeben; er will euch heirathen, und sonst keine!“

„Wohlan!“ erwiderte Adalgunde standhaft, „so werde ich den Schleier nehmen!“

„Das wird sich zeigen!“ rief der Herzog aus, schlug sein Visir auf, und Adalgunde öffnete in sprachlosem Erstaunen ihre Arme, in welche, auf ein Knie sinkend, wonnetränken sich stürzte — Sigmund, den der Kaiser Friedrich in einer der beiden Urkunden zum Herzoge von Rheingau, zur Belohnung seiner Heldenthaten, ernannt hatte, mit dem neuen Stammstamme, der herrlichen Burg Johannisberg, auf welcher 14 Tage später ihre Hochzeit gefeiert wurde.

Sigmund und Adalgunde lebten glücklich und zugetrieben umgeben von schönen und guten Kindern, ein erlauchtes Geschlecht gründend, das viele Jahrhunderte lang zum Ruhme Deutschlands geblüht hat.

